

Geheimnisse fraulichen Wirkens [Teil 2]

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **31 (1944)**

Heft 23

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-537610>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Hier hört nun das „Robinsonleben“ auf.

Tief erschüttert legt man das Buch beiseite. Es kann nicht ausbleiben, dass selbst der Schüler, der die Tiefe der Tragik noch nicht voll zu erfassen vermag, ahnt, was es heisst, in einer geord-

ten Gemeinschaft, wo Recht und Menschengüte Geltung haben, leben zu dürfen. Er wird gelernt haben, mit seinen Verhältnissen zufrieden zu sein und hat dabei noch viele geographische und naturkundliche Begriffe erworben. J. St.

Lehrerin und weibliche Erziehung

Geheimnisse fraulichen Wirkens *

II.

Mutter Maria Theresia Scherer.

Zur Orientierung: Diese Skizze will und kann nicht eine Lebensbeschreibung sein. Dafür verweisen wir auf einschlägige Literatur *. Denn:

„Wie schlöss ein Raum, so eng und klein,
Ein so reiches Leben ein!“

Nur einige Streiflichter möchte sie werfen auf die Erzieherfähigkeit M. Theresias.

Diese Frau war von der Vorsehung bestimmt, würdige Mitarbeiterin und Mitbegründerin des genialen Sozial- und Caritasapostels Pater Theodosius Florentini zu werden. Nächstes Jahr am 27. Oktober werden es hundert Jahre sein, seitdem die junge Katharina Scherer als Sr. M. Theresia im Klösterlein Wurmsbach die heiligen Gelübde ablegte, um dann in rascher Folge Lehrerin, Armenmutter, Krankenschwester, Oberin zu werden und Frau Mutter der von P. Theodosius eben gegründeten Kongregation der Barmherzigen Schwestern vom Hl. Kreuz in Ingenbohl für Schule, Armen- und Krankendienst.

*) Siehe Nr. 9/10 vom 15. Sept. 1944, Seite 278.

* Dr. P. Veit Gadiant: Die Dienerin Gottes, Mutter M. Theresia Scherer, Theodosiusverlag Ingenbohl.

Sr. M. Clarissa Rutishauser: Mutter M. Theresia Scherer, Pöpstliche Theodosiusdruckerei, Ingenbohl.

Dr. P. Veit Gadiant: Der Caritasapostel Theodosius Florentini, Rex-Verlag Luzern.

Marie Dutli-Rutishauser: Der Feldzug der Liebe, Benziger-Verlag Einsiedeln.

Mutter Maria Theresia Scherer.

„Gibt es geniale Frauen?“ — Auf diese Frage antwortet ein Schriftsteller: „Die Liebe ist das einzige Gebiet, wo die Frau zum Genie werden, und wo es ihr kein Mann gleichtun kann. Sowie das Leben des Mannes Schaffen ist, so das Leben der Frau Liebe. — Nur die Liebe verleiht dem schwachen Geschlecht übermenschliche Kraft, und es gibt keine Bindung, die eine Frau nicht um des Geliebten willen zerreißen könnte.“

Dies Wort scheint auf Mutter M. Theresia zu passen. Es war ja in erster Linie die Liebe, übernatürliche Gottesliebe, die ihrem reichen Leben Inhalt und Sinn verlieh und ihr selbst jene fast übermenschliche Kraft einflösste, alle Bindungen um des einen Geliebten willen zu lösen und ihm zu dienen in den Kindern, Armen und Kranken mit allem, was sie war und besass und mit allem, was sie konnte und vermochte. „Liebe ist dienen, und wer dient, ist König.“ So mochte von M. Theresia das andere Wort gelten: „Klösterlich das Kleid, aber königlich das Gemüt.“ Oder, wie jenes Schulbublein sagte, so schlicht und einfach: „Frau Mutter ist wie eine Königin, aber eine wie eine Mutter.“

Mutter sein ist ja der Beruf, die Aufgabe der Frau. Mutter sein ist ungeheure Fülle, Stille und Wandellosigkeit des empfangenden, tragenden, gebärenden Lebens, vergleichbar dem fruchtbringenden Schoss der Erde, die gibt und schenkt und spendet, so dass man sie mütterlich zu nennen pflegt.

Die Biographie schreibt von M. Theresia: „Sie ist immer da, sie hilft wie eine rechte Mutter, sie heilt andere, sie schenkt von ihrem überströmenden Leben mit der ihr eigenen Genialität des Herzens, die nie vor leeren Truhen steht.“

In der Schulstube. Es ist nicht leicht, über Lehr- und Schultätigkeit M. Theresias etwas zu sagen. Knappe fünf Jahre steht sie im Schulzimmer, und wenig wird uns darüber berichtet. Kaum hatte sie sich im idyllischen Klosterlein Mariazell in Wurmsbach, Kt. St. Gallen, durch die heiligen Gelübde Gott ausgeliefert, rief sie Pater Theodos nach Galgenen, damit sie dort Schule halte. „Es fiel mir wirklich schwer“, gesteht sie, hatte sie doch erwartet, endlich ihr begonnenes Studium weiterführen zu dürfen. Schon ein Jahr darauf rief sie der Gehorsam nach Baar, an die neugegründete Mädchenschule. Von den Tränen ihrer Schülerinnen und den Segenswünschen der Eltern begleitet, trat sie den neuen Posten an. Es war nicht leicht. Die Eröffnung dieser Schule hatte starke Opposition wachgerufen, man wollte keine Schwestern. Aber P. Theodosius schrieb nach Baar: „Lasset Sr. Scherer nur kommen, sie wird bald auch jenen gefallen, die sich ihrer Ankunft jetzt nicht freuen.“ Wieder nach einem Jahr entsandte der Gründer die junge Schwester als Hauptlehrerin nach Oberägeri. Die Baarer Schulbehörde protestierte energisch gegen diese Versetzung. Sie selbst weiss über ihre Schultätigkeit nur drei Wörtchen: „Es ging ordentlich.“ Und doch rühmt man ihr pädagogisches Geschick und ihre reiche geistige Begabung.

Merkwürdig, sie war doch ungenügend vorbereitet, ihr Studium lückenhaft, was sie schmerzlich empfand. Aber nicht die Ausbildung der Talente und Fähigkeiten, Entfaltung der Persönlichkeit sind das Primäre für die geistige Wirksamkeit, das Ausschlaggebende ist der Wille Gottes. Drum nahm der Pädagoge Gott die Seele Theresiens in so harte Schule. Das Weizenkorn musste sterben. Gott musste ihr Alles werden. Ihr Leben mag damals wie das der meisten Christenmenschen zu Beginn ihrer

Bekehrung einer Ellipse geglichen haben mit zwei Brennpunkten: Deus — Gott und ego — ich. Doch, der Ellipsenzustand kann auf die Dauer nicht bestehen, so muss eine ganz grosse Kraft diese Ellipse allmählich umformen zum Kreis mit einem Zentrum. Zwei Kräfte vermögen nach St. Augustin dies zu bewirken: die Liebe zu sich selbst, bis zur Verachtung Gottes, sodass im Mittelpunkt des Lebens nurmehr das Eine steht: ich — oder die Liebe zu Gott bis zur Verachtung des eigenen Ich, sodass im Mittelpunkt des Lebens nurmehr Gott allein steht. Diese letzte Kraft war es, die Theresiens Leben zum Kreis formte, die wie ein starker Magnet ihre Seele emporriss, bis sie nurmehr das Eine kannte: Deus, Deus meus . . . ! Sie gesteht: Ich hatte die Gnade von Gott, mich mit Eifer in das religiöse Leben zu vertiefen. Das musste sein; denn, „Wer nicht in Gemeinschaft mit Christus arbeitet, ist ein steriler Mensch, mag er auch nach aussen grossen Lärm verbreiten“. — St. Augustin meint dazu: „Die Tugenden der Heiden sind glänzende Laster“, oder „Grosse Schritte, aber ausserhalb des Weges.“ Umgekehrt ist stille, schlichte, mit Gott verbundene Arbeit immer fruchtbar, mögen Tatsachen scheinbar dagegen sprechen. Denn die Pioniere der Ewigkeit sind immer die besten Arbeiter in der Zeit. Und selbst, wenn wir Misserfolge erlebten, (welche Lehrerin hätte deren nicht zu verzeichnen?), bleibt Gottes Wort zu Recht bestehen: „Wer in mir bleibt, der bringt viele Frucht.“ —

M. Theresia musste übrigens die Kinder verstanden haben, das wissen wir aus ihrer Frau-Mutter-Zeit. Wie hätte sonst ein Waisenhausbublein ihr schreiben dürfen: „Frau Mutter, wenn Sie wüssten, wie mir isch, Sie würden mir sagen, wo Sr. Januararia isch!“ Diese Schwester war versetzt worden, und der Bub hatte einen Kummer, den er nur ihr anvertrauen wollte. Und Frau Mutter freute sich über die drollige Bitte des Kleinen und schrieb ihm unverzüglich, wo und wie er die Schwester finden könne. Oder jene Episode im Waisenhaus: Die Kinder spielten Theater. Ein Kleiner

stellte das Jesuskind dar. Alles ging gut bis zur bengalischen Beleuchtung. Das Kind erschrak, sprang eilends von der Bühne und flüchtete sich in den Schoss der Frau Mutter. War das nicht symbolisch?

Bei den Geringsten. So lieb der jungen Lehrerin die Schule war, und so ausgezeichnet sie dafür geschaffen schien, sie musste sich trennen. Wunden Herzens zerriss sie das zarte Band, das Kind und Lehrerin umschlang und wanderte ins Armenhaus. Dort, in Näfels, warteten ihrer andere, grosse Kinder von dreissig, fünfzig und siebzig Jahren. Menschen in der Blüte des Lebens und müde Greisinnen und Greise. — Der Gang war schwer hin zu den Verkannten vor der Welt, zu den Verschupften und „Geringsten“. Wer sind denn diese Geringsten, von denen unser Herr auch redet? Es sind die Bedürftigsten und Aermsten, all jene, denen es schlechter geht als uns selbst; für die Begabten sind es die geistig Schwachen, für den Gebildeten die Ungebildeten, für Menschen mit festem Charakter die Schilfrohrnaturnen, für Leute mit feiner Kinderstube und sorgfältiger Erziehung all jene, denen eine abgehärmte Mutter nicht mehr ins Leben mitgeben kann, als den Wunsch, sie möchten es einmal besser haben als sie selbst. — Für Maria Theresia waren es die Letzten von der Welt: Menschen, in der Reife des Lebens stehend und doch nicht reif, es zu meistern, Leute, strotzend von Körperkraft, und doch nicht fähig und frei, den Lebensweg nach eigenem Können und Wollen zu gestalten. Es waren die Enterbten, geistig oder körperlich Zurückgebliebenen, mit Mängeln und Gebrechen Behaftete, Gehemmte und Behinderte, am Leben Zerbrochene und Gefallene . . . Aber alles Menschen, Gottes Ebenbild in der Seele tragend, ausschauend nach einer Hand, die sie führe, einem Auge, das über sie wache, einem Herzen, das um sie Sorge, nach einem ganz guten Menschen, der ihre Mängel ersetze, ihr Versagen ausfülle und grossen, weiten Herzens all ihr Ungenügen übersähe.

Sie kam, die junge Schwester, und sorgte für fünfzig Arme, stand dem Hauswesen vor, dem Garten, dem Feldbau und, als wäre es noch nicht genug, betreute sie sechzig Mädchen der nahen Industrieschule und erteilte ihnen Handarbeitsunterricht in der Freizeit und während der Ferien. Geradezu unbegreiflich, wie eine Frau dies alles bewältigen konnte. Aber Schwester M. Theresia beherrschte die Situation, stand über dem Ganzen, „und sie meisterte alles mit fröhlichem Gemüte“, trug Arbeit und Sorge, Mühe und Verdruss, Enttäuschung und Entbehrung und eroberte sich in kurzer Zeit das Vertrauen des Hauses, sodass ergraute Männlein sie in Ehrfurcht als Armenmutter anredeten. So hatte sie Ja gesagt zum ganzen, grossen Programm des grossen Gründers Pater Theodosius und sich für seine Pläne eingesetzt mit voller Bereitschaft und mit der Ganzheit ihres fraulichen Wesens.

Was ihr die Kraft dazu verlieh? Die Liebe, die nicht zählt, nicht rechnet und nicht wägt, die einzig schenkt. Und das Geheimnis ihres Erfolges? Wieder die Liebe, die weite, grosse, universelle, die alle umfasst, und die sie später als Frau Mutter die Schwestern hinaus schicken liess in die Kriegslazarette von 1870 und die internierten Typhus-, Pocken- und Blatternkranken der Bourbaki-Armee in ihre Häuseraufnahme. Es war nicht leere Geste, wenn Frau Mutter die hundert Gotthardarbeiter, die eine Woche zu früh angekommen waren, von Brunnen heraufkommen liess, ihnen Hütten erbaute im Klostergarten und eigenhändig deren wundgelaufenen Füsse verband. Es war auch mehr als dies, wenn die viel beschäftigte Frau beim Bau der Klosterkirche selbst mithalf, Erde schob und Ziegel bot und sich zur Bedienung der Arbeiter die weisse Schürze umlegte, die Suppe austeilte und die Gäste mit zufriedenen Lächeln erklärten: „Wenn Donna Superiora ischenke, alles viel besser!“

Sie zeigte eben Hochachtung vor jedem Menschen, auch vor jenem Kräuterweiblein, das öfters schwerbeladen am Wegrand stand, wenn Frau Mutter im Klosterkütschchen (ihrer kranken Füsse wegen) nach Schwyz fuhr. Regelmässig

liess sie das Frauchen einsteigen samt dem umfangreichen Bündel. „Wo ich Platz habe, ist auch ein Plätzchen für dich, du guets Fränzi.“ — Oder jenem Schwerarbeiter gegenüber, vor dem sie ehrfürchtig stehen blieb und ihm ein Trinkgeld in die Hand legte.

Mit grosser Verehrung schauten diese Menschen zu ihrer gütigen Arbeitgeberin empor, in Liebe hingen die armen Leutchen an der Mutter. Als M. Theresia auf der Totenbahre lag, kamen sie in Scharen, die Mutter nochmals zu sehen und ihr die letzte Liebe zu erweisen.

„Es gibt kein Recht der Frau auf das Kind, aber es gibt ein Recht des Kindes auf eine Mutter.“ Oft ist dieses Kind nicht das eigene, sondern dessen Vertretung: Arme, Hilflose, Schutz- und Pflegebedürftige. Denn der Liebe bedarf auch der erwachsene Mensch. Und wenn eine ideale Frau auf die Ehe verzichtet, um den Beruf einer Aerztin, Lehrerin oder Krankenschwester zu ergreifen, ist dies nicht ein Beruf im Sinne des Mannes, sondern die Auswirkung der Mütterlichkeit jeder echten Frau. Und mütterliche Liebe siegt. Hochintelligente Männer gestehen: „Wir werfen uns an den Kopf mit unserer Logik, besiegen jedoch nicht.“ Aber neben der Logik des Kopfes gibt es eine Logik des Herzens, die immer siegt. M. Theresia besass die Logik. Sie hatte nicht Gelegenheit noch Musse, lange soziale Schulungskurse zu durchlaufen. Vor ihr stand das Beispiel des grossen Soziologen P. Theodosius, das sie inspirierte und entflammte. Und das eigene Herz wies ihr den Weg zu dieser wahrhaft mütterlichen Lösung der sozialen Frage, ihre königliche Gesinnung, ihr vornehmes Taktgefühl, das sie in der schwierigsten Situation das Rechte und Beste treffen liess.

Die Mutter ihrer geistlichen Töchter. M. Theresia war berufen, auch in diesem Sinn Mutter zu sein. Sie hatte ja das geistliche Leben mit seinen Zweifeln, Aengsten und dunklen Nächten wie mit seinen gottdurchsonnten, helllichten Tagen durchkostet, sie kannte die Schwierigkeit des Heiligwerdewollens. Sie blieb zeitlebens eine Suchende

und Seh nende, eine, die hungert und dürstet nach Gerechtigkeit. Wie hätte sie sonst nach vielen Jahren Fraumutterseins ein paar Ratschläge über das religiöse Leben mit solcher Begierde aufnehmen können mit der Bemerkung, sie könnten einer Schwester oder ihr selbst von Nutzen sein. Darum auch ihr ständiger Ruf nach Heiligung und Heiligkeit im einzig schönen: Anima Christi . . ., das immerdar in ihrer Seele stand und nie auf ihren Lippen erlosch, ihre immerwährende Sehnsucht, die nach St. Augustin auch stetes Beten ist: „Die Sehnsucht betet immer, wenn auch die Zunge schweigt.“

So war es denn nicht erstaunlich, wenn Neulinge und Schwestern mit unbegrenzter Ehrfurcht und unbedingtem Vertrauen zu ihr emporsahen und, wie eine der ältesten Schwestern bezeugte, „von ihrer Heiligkeit und Würde angezogen, sich die Herzen wie von selbst erschlossen.“ Aus feinstem Takt und heiliger Ehrfurcht vor dem Geheimnis der Seele zurückhaltend, verstand sie doch, oft ungewollt, Balsam in verwundete Seelen zu träufeln. Sie las im Herzen ihrer Kinder. „Frau Mutter weiss alles, nichts bleibt ihrem Auge verborgen, ihr Blick hat etwas vom Jenseits“, hiess es gelegentlich.

Gott hatte ihr eben einen feinen Spürsinn gegeben, ein geistiges Tastorgan. Es ist dies eine gewisse Schau nicht mit körperlichem Auge, um etwas Stoffliches zu erfassen, sondern ein inneres, geistiges Erkennen, ein Irwerden des Wesens der Dinge. Dieses beinahe instinktive Erkennen war in M. Theresia selten tief und scharf. Es war Gabe der Natur, geschärft durch reiche Erfahrung, aber zumeist Ausfluss ihrer reinen Seele, ihrer ganz lautern Gesinnung. „Sie werden Gott schauen“ und in ihm alle Dinge.

Diese Unterscheidung kam ihr vor allem bei der Aufnahme neuer Mitglieder zustatten. Da sagt sie einer kleinen Bündnerin, die das Pensionat verlässt: „Kind, du wirst wiederkommen.“ Ungläubig-energisch schüttelt die Kleine den Kopf. Aber Frau Mutter hatte recht behalten. — Umgekehrt konnte die Generaloberin auch eine Postulantin abweisen, worüber

andere staunten. Aber auch hier zeigte es sich bald, dass die Mutter richtig gesehen. —

Maria Theresia war keine blinde und keine weichliche Mutter. Denn eine Mutter ist Erzieherin, sie muss loben und tadeln und auch fordern können. Und die Ingenbohler Frau Mutter musste von den Ihrigen viel verlangen. Nach dem Tode des Stiffers lag die Sorge um die ganze Genossenschaft allein auf ihren Schultern. Oft drohte alles zusammenzubrechen. Aber es ist erhebend zu lesen, wie in diesen schweren Zeiten die Kinder einhellig zur Mutter standen, willig auf all ihre Initiativen eingingen, mit ihr darboten, hungerten, beteten und so das gefährdete Werk retten halfen.

Woher diese Macht über die Seelen und Herzen? Erklärung: der Hauch des Uebernatürlichen, der sie umgibt. Ob sie in liebenswürdiger Weise mit den Besuchern spricht, sich vertraulich mit den Schwestern unterhält oder mit den Kindern scherzt, immer umgibt sie ein Nimbus des Ehrfürchtigen, Hoheitsvollen, Uebernatürlichen und strömt eine Anziehungskraft aus, der niemand widerstehen kann.

Bei der Erziehung kommt es vor allem auf die Erzieherpersönlichkeit an, auf das Fluidum, das sie ausstrahlt. Ein gewisses Ueberlegenheitsbewusstsein und die daraus fließende Ruhe: Körper- und Geistesruhe, jene wohlthuende Stille, in der alles Gute gedeihen kann. Denn „hinter dem Wort muss der Mensch stehen! Worte müssen gelebt werden! Was wir nicht lebendig in uns tragen, können wir niemandem geben, auch im geistigen Leben entstehen keine Energien aus dem Nichts“!

In M. Theresia wirkte ihr stets waches Gottesbewusstsein, ihr beständiges In-Gott-Geborgen- und Mit-Gott-Verbunden-Sein und die daraus geborene — königliche Ruhe. Was sie als junge Schwester die Kinder lehrte: Die Hand bei der Arbeit, das Herz bei Gott, das übt sie selbst immer intensiver und inniger. Ein Zeugnis lautet: Mutter Theresia war nie ganz in den Geschäften, sie stand immer über der Sache, daher ihre Ruhe. Sie sprach wenig aus einer innern Ruhe. Sie hatte etwas in ihrem

Wesen, in ihrem Gehen etc., wie niemand sonst. Es lag etwas in ihrem Auge, wie wenn Gott ihn ihr wäre. — Sie selbst gab einst die kurze Erklärung über ihre Betrachtung: Ich schliesse die Augen und vergesse die Welt.

Die Mission am Schreibtisch. Fast unzählige Briefe schrieb die Frau Mutter. Nicht Meisterwerke der Schriftstellerei, dazu fehlten ihr Zeit und Musse. Auch nicht Erzieherbriefe im engeren Sinne, nur von der Absicht diktiert, geistliche Unterweisung zu erteilen. Es sind eher Briefe geschäftlichen Inhalts, in Eile geschrieben, zur Nachtzeit, auf Reisen, Antworten auf Anfragen, Ratschläge, Winke . . . Und doch, in all die profanen Dinge eingestreut: Perlen höchsten Wertes, kostbare Gedanken, die ihre Seelenkenntnis verraten, ihre gesunde Ascese. Sie mahnt zum Gottvertrauen, zur Eintracht, zum Kreuztragen, zum Durchhalten und Mut haben.

Was aber immer und immer wieder durchbricht ist das Eine und Einzige, um dessentwillen sie alle Bande zerrissen, das, was sie immer in Atem hält: Gott. Dies der einzige grosse Gedanke, der sie beschäftigt, der goldene Faden, der sich durch ihr Leben zieht, die eine Gerade, die sie beschreitet: „Gott! Gott.“ „Wir sind in Gottes Hand.“ „Vertrauen Sie auf Gott!“ „Auf Gott schauen, an Gott sich halten!“ — Es ist wie das stete Aufbrechen einer verborgenen Quelle, das Emporfluten stiller Wasser, wie das heimliche Aufleuchten einer Flamme aus Alabasterurnen. Gott ist ihre Ruhe und Unruhe, nicht Alltagsmenschen sollen sie sein die Schwestern, in Gottes Angesicht sollen sie wandeln, damit ihr Inneres und Aeusseres stets wohlgeordnet sei.

Doch Maria Theresia blieb nicht nur eingetaucht ins Ewige und Himmlische. Bei allem Beten und Gottverlangen war sie überaus praktisch und kümmerte sich um kleinste und durchaus profane Dinge auch in körperlicher Hinsicht. Da konnte sie gelegentlich ihre warmen Winterschuhe ausziehen und sie einer frierenden Schwester schenken oder ihre warmen Flanelljacken, welche ihr die Nähmeisterin mit viel Liebe

hergestellt, einer kränklichen Schwester überlassen. „Ich habe dich husten gehört, zieh diese warme Jacke an, sie wird dir gut tun!“ Eine Kandidatin hat sich entschlossen, wieder heimzukehren. Sie trifft auf dem Gang die Frau Mutter. „Haben Sie Reisegeld, haben Sie Proviant?“ Das klingt so lieb und mütterlich, dass die Wankelmütige umbiegt: „Frau Mutter, darf ich bleiben?“ Wie vornehm behandelte sie arme Kandidatinnen! — Frau Mutter pflegte die Fröhlichkeit, das familiäre Beisammensein! Von Haus aus mit einem frohen Gemüt begabt, hiess sie bei Pater Superior nur „unser Sonnenkind“. Ein Leuchten ging über die gefurchten Züge unserer ältesten Schwestern, wenn sie erzählten von den goldenen Viertel- und Halbstunden Rekreationszeit, da die Mutter bei ihnen weilte und man ihr nie angesehen hätte, dass sie eine Kreuzträgerin sei. — Aber alles, das Grosse und das Kleine tat die Generaloberin so einfach, natürlich und selbstverständlich.

Die Frau Mutter verlangte eine tüchtige Ausbildung ihrer Lehrerinnen, sie bedauerte tief, selbst nur eine kurze Zeit der Vorbereitung genossen zu haben. Sie hatte das Wort des Stifters tief erfasst: „Bedürfnis der Zeit ist der Wille Gottes!“ Sie war zeitaufgeschlossen für alle wahrhaft guten Bestrebungen. Gleichwohl oder eben deswegen ist sie das „klassische Beispiel für die gewaltige Erziehermacht, die in unserem heiligen Glauben verborgen liegt. Wer sich von diesem Glauben formen lässt und mit starker, demütiger Seele aus ihm wirkt, zieht in seinen Bann, was immer edel und bildungsfähig ist.“ Ihr Beispiel zeigt uns auch, dass Kirche und Welt nur durch die Tugend gedient ist, und dass eine Aktion nur aus innerem Kontakt mit Gott, Zeit und Welt umgestaltende Kraft besitzt.“

Und nun das Geheimnis dieser Frau?

Mutter Maria Theresia nennen Tausende jene Frau, die nie einem Manne angehörte und keinem Kinde das leibliche Leben schenkte. Sie war Jungfrau. Schon früh erschien ihr „der jungfräuliche Stand in der Welt so schön und erhaben“. Später, nach hartem Ringen im Gebet,

auf den Rat des Priesters, nach inniger Zuflucht-nahme zur Jungfrau-Mutter entschloss sie sich zur klösterlichen Jungfräulichkeit. Mit empfangender, bereiter Seele öffnet sie sich hin zu Gott, dem süssen Geheimnis ihrer unberührten Seele. In der Freiheit des reifen, reinen Menschen fällt die Entscheidung: Nicht zum Geben und Empfangen von Mensch zu Mensch, sondern von Gott zum Geschöpf und vom Geschöpf zu seinem Schöpfer. Gott wird ihr Eins und Alles. Und Gott ist gross genug, einem Menschen Eins und Alles zu sein, nicht etwa als Ersatz eines nicht erreichten oder verlorenen Gutes, sondern ursprünglich und zuerst gemeint. Denn echte Jungfräulichkeit hat nichts Verkramptes an sich, sie ist nicht eine Ausflucht für Sitzengebliebene oder gar ein Sprungbrett für am Leben Zerbrochene.

Man mochte Katharina der Unbesonnenheit zeihen, der Unklugheit, sich derart „unfruchtbarem“ Leben auszuliefern und Ordensfrau zu werden. Würde sie an der Seite eines Mannes, am eigenen Herd, im Kreise eigener Kinder Heimat und Kirche nicht besser gedient haben? Vor dem Forum der Natur — vielleicht . . . Aber sie hatte Christi Wort vernommen: „Wer es fassen kann, der fasse es.“ Sie blieb die jungfräuliche Frau, die auch die Kirche meint, wenn sie am Feste einer hl. Jungfrau in der Epistel Pauli Worte anführt: „Ich habe euch einem Manne verlobt, um euch als keusche Jungfrau Christo darzustellen.“ Die Kirche sieht in der gottgeweihten Jungfrau sich selbst, die Virgo et Mater im Dienste des Herrn.

Es gibt auch eine Fruchtbarkeit der Uebernatur. Und wenn ein junger Mensch seiner Erwählung folgend, auf die Ehe verzichtet, entzieht er Kirche und Heimat nichts von seiner Fruchtbarkeit, sondern versetzt sie nur auf eine höhere Ebene, wo hinauf Zahlen und Statistiken nicht mehr reichen, weil es um übernatürliche Werte geht. Wenn es Wahrheit ist, dass ein Menschenleben in dem Masse an übernatürlicher Wirkkraft verliert, als es sich in der Gottferne bewegt, so muss umgekehrt die übernatürliche Fruchtbarkeit gewinnen, je näher sich

ein Leben in den Strahlenkreis der Wirkkraft Gottes begibt, um von dieser Gnadensonne durchglüht, belebt und befruchtet zu werden. Gott hat es so eingerichtet, dass das Gnadenleben des Einzelnen, sein Ringen und Kämpfen mit der Sünde immer auch der Gesamtheit zugute kommt.

Die jungfräuliche Frau, die ganz ihrem Berufe lebt und ihre Liebe immer mehr im Ewigen verankert, wird in gleichem Masse auch den ganzen Christus umfassen, auch seine mystischen Glieder, die Brüder und Schwestern des Herrn.

Nur in solchem Lichte ist Mutter Theresias Leben begreiflich. Sie war von Gott zur Mutter bestimmt, zu der Tausende von Kindern rufen sollten.

Nicht alle stehen auf solcher Höhe des Berufes. — Gewiss. Aber die unzulängliche Verwirklichung des Ideals kann dieses niemals unberechtigt erscheinen lassen. Denn es ist uns von Christus vorgelegt und darum überzeitlich gültig.

Freilich dort, wo der Eifer erkaltet, wo man sich mit einer Mindestform begnügt, kann das Ideal verblassen. Je lebendiger aber das Ziel vor Augen steht, um so reiner ist der Verzicht auf das geopfert Gut, und um so mehr Kräfte werden frei für den ungeteilten Dienst des

Herrn. Darum ist die Pflege eines tiefreligiösen Lebens für den Ehelosen um des Himmelreiches willen Standesnotwendigkeit. — So werden auch wir im Dienste jener stehen, die der Herr uns anvertraut: in demütiger Bereitschaft wie die Magd des Herrn, ihr Fiat im Herzen und ihr Ecce ancilla auf den Lippen, lehren wie Lehrerinnen und sorgen wie Mütter.

„Heilige Musse verlangt die Liebe zur Wahrheit, rechtes Schaffen verlangt das Bedürfnis der Liebe. Es darf niemand in dem Sinne beschaulich leben, dass er nicht auf den Nutzen des Nächsten bedacht wäre. Doch soll er nicht in dem Masse tätig sein, dass er nicht nach der Schau des Göttlichen begehrt.“
St. Augustin.

Maria Theresia lebte dieses Wort. Die Liebe war ihr Ansporn und Triebkraft. Indem sie ihre Liebe dem Höchsten weihte, wurde sie um so reicher für den Nächsten. —

Wenn der Herr unsere tägliche Bitte um ihre Seligsprechung erhört, wird sie die Heilige der werktätigen Liebe sein, die Heilige des Alltags und Werktags, des Kämpfens und Ringens, des mühsamen Aufstiegs, die Heilige des Gottsuchens und Gottersehens, des heroischen Ja-sagens zu Schwerem und Schwerstem, was Gottes Wille verlangt.

Festtagspoulet gefällig? Kinderskizze.

Kennen Sie den Seppli Schlaumeyer? Einen Augenblick bitte, da kommt er gerade!

Ja, aber das ist doch ... ?

Aber natürlich, ein herziges Drittklassbublein mit wunderschönen Blauaugen, blonder Lockenmähne, einem stumpfen Schnuppernäschen und — über allem — einem rührend unschuldigen Kinderausdruck. Das eben ist der Seppli Schlaumeyer!

Unglück im Stall kann für den Bauern geradezu katastrophal werden. Bei Schlaumeyers aber ist das dunkle Geschick in den Hühnerstall eingebrochen, unheimlich, unerklärlich! Und das kam so:

Stolziert da eines schönen Herbsttages unser Seppli an der Hühnervilla vorüber. Die Hände auf dem Rücken, das stumpfe Himmelfahrtsnäschen, nach einem prickelnden Abenteuer schnuppernd, hoch in die satte Luft gesteckt! Die Hände drehen in langsamem Rhythmus ein scharfes Weidenrütlein. Manchmal lässt er es, wie zu einem nicht misszuverstehenden Versuch, mit stolzem Bubenschneid durch die Luft zischen.

Stopp! Da steht der Seppli plötzlich still. — Na, was fällt denn dort der dicken Eiertante, dem grossen, gelben Lieblingshuhn der Mutter, nur ein? Aha, grad draussen, vor dem weit-